II. Jahr Heft 22

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Robert Müller: Das Bett / Oskar Vonwiller: Sturmlied / Bruno Frank: Die Perlen / Otto Zoff: Dina / Hugo Neugebauer: Die Alternde / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Otto Pick: Gedichte / Guido Höld: Der fressende Kopf eines Geköpften / Karikaturenfolge 46: Max von Esterle: Landesausschußmitglied Dr. Schorn.

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

**Spezial-Institut**
für
**Präzisions-Optik und Photographie**
**Illustrierte Preisliste kostenlos!**

**F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1**

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

---

**Ferd. Tschoner jun.**

Papier- und Schreibwarenhandlung

**Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.**

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

**Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.**

# Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. April 1912 Heft 22

## Das Bett / von Robert Müller

(Eine Ode)

Auf meine Schlafenszeit bereite ich mich vor wie auf einen kleinen fröhlichen Tod! Eine kleine fröhliche Hostie schlucke ich hinunter, ein Stückchen konzentrierter Weltbeschauung in Oblatenform. Auf Wiedersehen! sage ich meiner Kultur, dem geistigsten Augenblicke in mir, und steige hinab in die Gründe der Altvordern. Ich schlummere; aber alles Fleisch in mir erwacht zu seinem Bewußtsein, ein emsiges kluges Treiben beginnt in den vom Willen verlassenen Geweben.

Aber diesmal kann ich nicht schlafen. Was zum Teufel wollen meine Glieder sich nicht betten lassen? Pudelnackt und erfreut stehe ich vor meinem Bette. Die Decke ist zurückgeschlagen wie ein Blumenblatt, ein riesengroßer Käfer werde ich in die riesengroße Blüte von Leinwand und Roßhaar kriechen. Vorerst noch kräftig die Hantel geschwungen! Kein System Sandow oder Hackenschmidt, sondern gewöhnliche gußeiserne Kugeln, die ich tiefinnerst liebe, wie eine Mutter ihr Kinderköpfchen. Die Schwere des narbig rostigen Eisens beseeligt mich, mit dem bloßen Willen umklammere ich die handlichen Stangen, als gält' es Rettung aus Todesgefahr. Die Stränge in meinem Körper ziehen jubelnde Glocken unter geblähten Häuten. Zusammengewürfelt saß er tagslang über Fetzen Papiers, jetzt baut er sich frei und prahlerisch auf! Ich spüle den Mund; einen

Viertelliter klaren Wassers verdenk ich zum Schlusse dem Magen nicht. An der Mauer ab wird das elektrische Glühauge geknipst. Und das Dunkel schießt flügge zur Mitte.

Aber, ich kann nicht schlafen, ich denke. — Die Orchester wechseln. Die Orgeln der Tagmetropole verschnaufen, die Stadt wird zur Landschaft. Hör' ich die Bässe der Nacht, und auf Klarinetten mit silbernen Tastern spielt der Himmel. Schon dudelsackt sich der Mond überm Stadtbahnviadukt langsam empor. Uns Tausenden blüht jetzt das Bett, (so denk ich), Generäle ziehen sich menschlich aus, in der wollenen Wäsche dünstet der berufsmüde gewordene Körper. Federbuschige Hüte von Modedamen stehen am Boden großer Kartons statt auf Köpfen. Und die robenentkleideten Leiber von Prinzessinnen aller Art liegen ärmlich und krank unter Daunen. Vorgesetzte und Schulprofessoren, wer kann es wissen, stieren vielleicht zwischen den Zehen. Mächtige Geister liegen, das weiß ich bestimmt, wie fette haarige Kinder mit dem geistvollen Schädel am Kissen der nackten Verzweiflung, weil der Käse beim Greisler noch nicht bezahlt ist. Baumlange Athleten dafür bitten den Herrgott (wie altertümlich!) die bösen Blicke, Gespensterspuk, von ihrem kostbaren Fleische fernezuhalten. Sie alle fürchten, ins lindernde Bett versenkt, in eine Mördergrube von Qualen und Sorgen. Sie fürchten!

Ihr Unerschrockenen, nun Ihr, herbei! Die Großen der Welt, meine Großen, wie gehen sie zu Bette? Deutsche Kaiser von eh' und je schau ich im Hemde. Hier zeigt sich Größe. Der vierzehnte Ludwig, war er nicht groß, er hielt Zerkle im Bette, ohne der Würde zu vergeben, und, wie gesund war die Zeit, wo das Bett im Mittelpunkt stand! Schlaflos wälzt sich das Genie. Oder nein? Der Bauer Knut Hamsun schläft tüchtig auf seiner nordischen Farm, oder ist er verliebt, spinnt er verzwickt seinen Traum, morgen wird es ein Buch sein. Gorky versehnt

sich nach der verweigerten Heimat, wo am milden Flutgang der Wolga die Boote stöhnen und stampfen. Bei Theodor Roosevelt weiß ich Bescheid. Sechs Stunden bin ich vor ihm voraus, dann suppiert en famille der wertvollste Mann von Amerika, (nicht von Europa). Daß er kurzsichtig ist, schadet dem heilen kräftigen Körper aber schon gar nichts. Im Bette oder in der Versammlung gleicht sich gewinnend der dreiste Kumpan. In keinem Momente verläßt ihn die Kraft der Affektation, und das nenn' ich Stärke, wenn die Leidenschaft eng und angegossen sitzt wie ein Sportgewand. Nichts für ungut, dear Teddy! Peter Altenberg, der Prophet des Schlafes, der Messias, der sich an alle modernen Kreuze schlagen ließ, um zu erretten, schäbigste Erniedrigungen duldete und Peine, mißverstanden auf seinem Wege, und erlöfete uns von unseren Uebeln, Amen, wünsch ich die Salben seiner Lehre aufs müde Augenlid. — Wo steckt er? —

Meine Unerschrockenen, merk ich, haben wie alle die vor Angst ergrauten Flecken ihrer Seelen am weichen Bette zu reiben. Meine Hymnischen fürchten! Angst und Unrat wittert die Welt, die Welt, dieses wehleidige Menschenhirn, kurz noch vorm Schlafe. Was formt und wölbt sich aus angstentbrochenem Gemunkel, vors Auge dicht? Ich sehe fallende Ziegelsteine aus den irren Krallen des Zufalls, wie Schicksalstropfen und Tränen aus den blinden verschleierten Augen des Ungeheuers Leben, einem Manne den Schädel zertrümmern. Sinnlose Stürme unterwühlen die Hochburgen der Menschlichkeit, Hekatomben schwanken, Menschenbündel, an dünnen Fäden über grundlosen Tiefen. Am Asphalt der Stadt, mit den knöchernen Fersen, hörst du, klappert der Sensenschlächter und wetzt am Granit den fressenden Stahl. Oder sinds ein paar Stiebel mit hohem Absatz? Nein, nein, in nächtigen Lauten vernehme ich das Knacken der Lebensmaschine. Ein langsames Rädchen —

wie die Zeit sich staut, nun überholt es ein schnelles. Dumpf ächzt um Schmerz und Angst zu liefern die Schattenmaschine, und tausend Menschen ächzen mit ihr. — Horch! knallten da nicht eben Schüsse? Beduinenhorden, sie segelt der Satan auf arabischen Schimmelhengsten am Windfang weißer Burnusse, reiten in selbstgewollten Tod. Batterien welscher Maschinengewehre zerfetzen grüne Prophetenfahnen und zwanzig zertrümmerte Menschengebeine liegen rings um einen solchen Lappen, mit dem ich mir nicht die Schuhe putze. Aber dankbar übe ich an großen Taten meinen Mut und meine Begeisterung und Eure grausamsten Zerfleischungen machen mich gefräßig nach dem Leben implicite Tod. Mein Tag wird kommen, wo ich von Euch, Ihr Helden, werde gelernt haben müssen. Vae victis! Wer gesund einschläft, geht gesund in den Tod. Etwas mehr Tod und Krieg, bitte, als Schlafmittel für bettlägrige Rassen. Hier liege ich und speichere Kräfte auf für Kommendes, Entbehrung und Obdachlosigkeit.

Und wiederum sehe ich die Menschheit unterm Leinen ergrauen. Was ist's mit meinem Feinde? Ich scheue, mag sein, den Witz, die feinen winzigen Künste, die hinter dem lederigen Gesichte mit Längsfalten, zart wie Mensurschmisse, hervorbrechen können. Du schwarzlockiger Jude, du heimlicher Freund und offener Gegner, im Grunde, was meinst du, wir lieben uns nicht? Ich zerreiße, ich vierteile dich mit meiner Spannkraft wie eine Folter; aber ich, ich kann den Winkelzügen und talmudischen Schachten deiner Begabung nimmer nahekommen. Ich sehne mich nach dem Glanze deiner Talente, du bleibst benommen von meiner Kraft. Wir fürchten einander. Ich nicht, nein, ich nicht! Ich sehe dich knabenhaftt schwach ins Bett zu deinen Sorgen steigen. Ich bin deine Sorge, meine kräftigern Muskeln machen dich schwach. Du brauner Prinz und feuriger Erbe tiefalter Kulturen, ich möchte dich in meine Arme nehmen,

sonst bin ich nicht sentimental in hellen Nächten und an Nebeltagen, und dir zärtlich sagen: Du dummer Bub, sei gut und furchtlos, laß uns einander nicht fürchten! Wir sind Freunde im Wollen gemeinsamer Zeiten; Feind nur in den Mitteln Gleiches zu erstreiten! Die Fülle dir, mir Kraft und Weisheit! Ich will deine Schönheit und deinen Adel, du mußt meine kalte harte Klarheit nimmermehr fürchten!

Dem ich das Weib nahm, das sommerlich blühende, alter Herr, wie stehst du vergrämt mit den verhärmten Waden in deinen Schlapfen! Im behaglichen Zimmer turnst du ins schwellende Bett. Leicht trägt dein Gewicht und die herrische Macht das noch unverbrauchte Messinggestänge, und Kultur und Komfort deiner geräumigen Kammer mehret von selbst jetzt das Geld, das endlich dein Geist dir verdient. Was aber — zittert dein grauer Bart, dein Kopf in den Kissen, es schluchzt aus dem Dunkel, du, Furchtbarer, weinst ja? Fühlst du das Alter — ich fühle mit dir, ich gelobe Gehorsam. Wir fürchten einander. Ich nicht, nein, ich nicht! Denn ich sehe dich heulen in Ohnmacht und Feindschaft. Mir gilt dein Haß, du Mann der Wissenschaft und Musik, du findest mich schrecklich unmusikalisch, hassest mich bitter, weil ich die Taten deines Gehirnes ruchlos balle zu Taten der Hände. Großes hast du geleistet, ich aber springe und meine Jugend undankbar und lärmend in die klaffenden Lücken, die du gelassen. Du schufest Gedanken, wir schaffen das Leben. Du edler Tyrann meiner Generation, ich schenke dir Ruhm und du mir Protektion, wenn schon du der Stärkere sein willst. Was gilt es? Du hast die Macht, den Erfolg, die Leistung, ich habe nichts als die Liebe zur Zukunft und den schwärzesten Haß deiner Blütezeiten. Du meidest mein Auge, wenn du lehrst und befiehlst, und fühlst in entsetzlichen Nächten den Stahl meiner Glieder, das Holz und die Klapper der deinen.

In Betten haust, je weicher die Daunen, je größer die Furcht vorm Nebenbuhler und kommenden Manne. Weh' mir, auch ich werde altern! Drum laß uns Kritik und kleinen Verdacht nicht unserer Willen Schwungkraft schmälern. Ich fürchte dich nicht, und du, du hast meine Verehrung. Um die Frau jedoch wollen wir lieber nicht handeln. Die Frauen lasse besser man ziehen! Sie laufen zu dem, der zu tun hat, und dienen am besten Vollbringern. Denn Müßiggänger vermeiden sie und retten sich bald zu ewiger Mühe und Plackerei: noch die deutsche Hausfrau, ich grüße mit Rührung solch tiefe geschlechtliche Schönheit, ist in ihrer Weibheit nur eine Spielart der Prügelhure.

Ihr unerschrockenen dienenden Frauen, ich liebe Euch alle, Manche kann mich berauschen, Eine nur kann mich beglücken, die, mit den edelsten Räuschen der Sanftmut. Aber ein Fluch: Wer liebt, muß hart sein und opfern können. Die Berauschenden schlachte ich brennenden Auges der edelsten Meinen. Wie stark und grausam ist dieses Leben in seinem Besten: der Liebe. Wers sagte, der log, nie könntest du Alle lieben. Der Einen ein Gott an gebender Gnade, der Andern ein Mörder, bringst du doch Beiden ihr furchtbares Glück. Es neigt sich das Weib dem echten Verbrecher, verbotener Dinge rasendem Tuer, der des Lebens Honig im Blicke hält, und dessen Hände nach Grauen duften. Ihr unerschrockenen dienenden Frauen, mein Spürsinn wahrt Euch die Größe integer. Ich weiß, auch Ihr fürchtet, fürchtet Toiletten und falsche Zähne, und den wiegenden Gang einer anderen Frau. Doch das Bett ist das Maß aller Dinge. Tiere und Frauen sind schön und würdig, im Schlafen und Wachen. Nur Männleins will es nicht stehen. Und frägt man nach Liebe, sie braucht keinen Grund, wenn Ruhm und Prunk sich entschuldigen, die Liebe, sie hat kein Wozu? Die Liebe; ja, ja — Gesegnete Schlafenszeit zu Zweien! Wenn zwei miteinander

zu Bett gehen, fürchtet der Kitzlichere. Aber zur Liebe brauchts keine Betten, da tuts ein Stück Landschaft. Und im Straßengraben, welcher Benefiz, hat auch der Pfaff seinen Sinn verloren. Wenn du im Straßengraben gelernt hast lieben und schlafen, erläßt dir dein Bett die Furcht, künftig einmal. Nur wer kein Bett braucht, verdient es. Die Nervenkammer der Menschheit ist nicht zum Sudeln und Fürchten und Siedeln gemacht. Hier wird geschlafen und Stärke geladen. Ein gutes Bett ist kräftige Philosophie. Frisch gelüftete Leinwand, von Federn ist abzuraten, macht optimistisch. Was macht ihm der Staat? Es steht über Thronen. Daseinsängste und Menschenhändel werden aus Sauerstoff erledigt. Wer ist der Staat? Ich und Wir. Ein jeder Dumme hat ihn zum Feinde, du, Freundchen, ja du bist der Staat. Den Polizisten seh' ich herausfordernd an, wenn er, lungernd am Eck, seinen Jammer Kollegen verzählet. Ist das der Staat? Dem säbelklirrenden Leutnant geb' ich, selbst ein Soldat in Nerven und tiefster Bestimmung, nur ungern das Plätzchen des Anstands, — ist das der Staat? — und gewahre den Hunger in den stolzen Augen und die zerbürsteten schmächtigen Stoffe um erwachsene Schultern. Ist er mein Feind, der Staat? Mein Feind ist, wer nachts im Bette dem Staate nicht wohl will. Meine fürchtenden Feinde fürchte ich nicht. Aber den Staat sollt Ihr hassen, der nicht Betten genug für Alle schafft, Kräfte zu speichern für Kommendes, Entbehrung und Obdachlosigkeit in zielvollen Kriegen. Nur wer ein Lebenlang in Betten geschlafen, hat die adelnde Pflicht, im mühseligen Krieg mit dem rauhesten Lager vorlieb zu nehmen. Ich weiß, wie es tut, wenn du getreten erwachst und Pferdebeine stehen auf deinem Magen, und oben sitzt der Konstabler, denn verboten ist es, in Pärken zu schlafen. Auf Pritschen lag Einer im tiefsten Kielraum, bei Thran und Ratzendreck, die Schiffsmaschine mit

bohrendem Schrummsen gab gütig Betäubung; da lernte er Angst. Mit dem langen Bootsmann, dem Haufen von Muskeln Unglück und Bosheit stritt er zäh um Autorität und einen Schein von Achtung. Mit todesentschlossenen Blicken allein entwaffnete er den geplanten Fußtritt. Der Bettlose fühlte ja Verwahrlosung nicht, wund und rissig ist seine Seele und schreit nach den ätzenden Giften hygienischen Elends, es ist ihm erquicklich und ölig wie auf brandige Wunden. Wer wüßte es nicht, der Leidende liebt den Schmutz und das Laster. Ein reinliches Bett bei gesundem Schlaf macht edel und stark und geduldig. Das Bett ist die Stütze des Staates. Italiens junge Soldaten, guter Leute Kinder und Söhne aus vornehmen Häusern, die am Wüstensand den geschundenen Körper betten und schließlich mit dem durchbohrten Fleisch den ewigen Staub Afrikas mehren, sie dauern mich nicht. Ihr Tod macht mir Hunger nach Stärke. Andere weiß ich, am Saume von Städten, die an Meeren liegen, um Mitternacht schleichen sie fröstelnd an den warmen Sand vor der lauen See und graben sich tiefer und tiefer, je frischer die Brise sich aufmacht, wenn die Sterne erkalten. Tagsüber beim Korso bleiben die zierlichen hohen Stöckel von Damenschuhen an schwachen Füßchen hinterhältig in Mannlöchern stecken. Und wo das anmutige Glied sie gebrochen, da kommt der Tölpel am Abend mit Schafstreue, ungeleckt von der Zunge der Rache, die ihm so wohl tät, an den alten Standplatz zurück. Nichts gibt es, das er nicht fürchtet, der harmloseste, er, der Gesetze dennoch flinkster Brecher.

Das Bett ist das Maß aller Dinge. Wer im Bette gut aussieht, gewinnt das Leben. Verfallene Wangen und schlaffe Leiber schlafen vorerst besser in Straßengräben, bis sie zum Bette reif sind. Die Bettlosen aber lade zu Gaste der Staat. Das sei mein Traum. Schon nahet der Schlaf. Die Hände verschränkt an den Rippen, an der

Herzgrube ruhend die Rechte, schlaf ich am besten. Auf Wiedersehen! will ich noch sagen und schlummre hinüber. Durchs offene Fenster murmeln die Bässe der Nacht und laute Gespräche Betrunkener, die die Schlafzeit verprassen. Drauf steht der Tod.

## Sturmlied / von Oskar Vonwiller

Du aber, der du, uns verwandter, ringst,
Sturm, Kampfgott, Held der Gegensätzlichkeit,
Das Lachen deines Sieges hallt empor
Vom starren Wald, den du mit Jauchzen zwingst,
Dein Flügel flattert gellend mir um's Ohr —

Sieh meine Stirne frei und unverhüllt
Dem Jubel deiner Küsse hingegeben,
Sieh meine Brust, von Sehnsucht heiß erfüllt,
Nach deiner brausenden Umarmung beben!

O, singe deinen wilden Uebermut,
Das hohe Lied der Jugend und der Kräfte,
Umarme mich und gieße in mein Blut,
Geliebter, alles Schäumen deiner Säfte!

Wie du mit Hohn das morschende Gebein
Von Bäumen brichst und dürre Blätterranken,
So fege, Bruder, meine Seele rein
Von welken Schatten modernder Gedanken!

## Die Perlen / von Bruno Frank

Wie sollten wohl dem unbekannten Zecher
Wir Perlen seines Bechers wichtig sein,
Da wir zerfließend sinken in den Wein,
Und nichts verloren geht aus seinem Becher . . .

# Dina / von Otto Zoff

Die jungen Männer von Gibea lungerten auf dem Marktplatz und von der Dämmerung waren ihre Augen in leidenschaftlicher Sehnsucht erhitzt. Ueber ihnen wölbte sich ein silberner Himmel und der Mond trat scharf und hell hervor.

Sie sprachen mißmutig miteinander:

„In Gibea gibt es nur Langeweile, wenn es nicht Arbeit gibt . . . .“

„Es sind zu wenig Weiber hier . . .“

„Wir müssen von hier weggehn.“

„Gehn wir nach Jerusalem. Ah — dort haben sie Dirnen — eher zu viel als zu wenig.“

„Man könnte uns ein paar abtreten.“

„In Bethlehem sind schönere.“

„Darüber läßt sich streiten. Die von Jerusalem sind fest und prall, ihre Brüste sind hart wie Marmor. Die von Bethlehem sind so zart, daß sie dir unter den Armen zerbrechen . . .“

„Es kann jeder nach seinem Geschmack wählen.“

Sie streckten und dehnten sich und lachten gierig in sich hinein. Ein paar pfiffen leise durch die Zähne und gingen mit großen Schritten auf und nieder. Mittlerweile war der Abend gekommen und das Silber des Mondes lag wie eine feine Schichte von glitzerndem Staub auf dem Platze. Einer nahm eine Handvoll kleiner Steine vom Boden auf, setzte sich auf den Rand der Zisterne, warf langsam einen nach dem andern hinab und horchte jedesmal, wie der Laut des Fallens auf das Wasser heraufkam. Das gefiel einigen. Sie lungerten umher und horchten.

Da klang das Klappern eines Eselsschrittes herüber. Sie lauschten auf. Und schon waren die Neuangekommenen bei ihnen:

Auf einem Esel, den ein junger Mann führte, saß ein blondes Weib und sah sie wie erstaunt an. Da standen sie alle auf, nein, sie sprangen auf und stellten sich um die Beiden.

Da sprach sie der Mann an, daß er ein Levite sei und Jakob heiße. Er wohne oben bei Ephrata. Sein Weib sei zu Besuch in Bethlehem bei ihrem Vater gewesen, (denn sie sei von dorther), vier Wochen lang, und er habe sie nun geholt, um sie wieder heimzuführen. Wäre er frühmorgens aufgebrochen, er wäre wohl schon an sein Ziel gekommen. Aber sein Schwiegervater hätte ihn immer wieder aufgehalten, von Stunde zu Stunde, und hätte gesprochen: „Labe doch dein Herz mit einem Bissen Brot und dann gehet fort!“ Und so sei es weit über den Mittag geworden, bis er von Bethlehem weggezogen. Und so sei die Nacht über sie gefallen, und Ephrata sei noch weit! Und so seien sie ohne Dach . . .“

Er erzählte es lange und breit und wog die Worte ab und atmete zwischen ihnen wie in Behagen. Die Jungen waren ungeduldig geworden und hörten ihm nicht mehr zu und schauten sein Weib an. Die saß ganz still auf dem Esel, leise gebeugt, und das seltsame Blondhaar sandte zwei dünne Strähne über die Schläfen bis zu den Mundwinkeln hinab. Ihre Augen aber hielt sie nur auf die Lippen ihres Mannes gerichtet und als er schwieg, löschte sie die gleichsam horchenden Blicke mit ganz blassen und dünnen Lidern.

Als aber keine Antwort das Schweigen der Männer zerbrach, wiederholte Jakob leise und beinahe klagend: „Nun habe ich kein Dach über Nacht für mich und mein Weib und keinen Stall für den Esel . . . .“

Da riefen ein paar, er könne bei ihnen bleiben, er könne haben, was er wolle, und er könne in ihrem Hause umgehn wie in dem seinen.

Und während sie noch so durcheinander stritten, während er immer wieder fragte, ob er ihnen nicht zur Last sei oder ob sie wirklich so viel Raum hätten, und während je einer von den Jünglingen beteuerte, daß Jakob bei ihm wie ein Bruder sein solle und daß sein Eingang das Haus segnen würde, und während Jakob noch von den vielen Zurufen, die ihm entgegensprangen, verwirrt, betäubt, überschüttet, niemandem endgiltig zusagen wollte, um nicht die anderen zurückzusetzen, — da scholl von rückwärts eine große Stimme:

„Du bist von Ephrata?"

Jakob wandte sich um und sah in der aufgeschlossenen Türe eines Hauses einen Greis stehen. Wie zögernd und erstaunt bejahte er.

„Dann kehre bei mir ein, denn ich bin ein Heimat-Bruder von dir. Auch ich bin von Ephrata; freilich, es ist schon lange her, daß ich es das letzte Mal sah."

Da führte Jakob den Esel zu dem Hause hin und sagte: „Ich will bei dir einkehren."

Der Alte trat von der Schwelle des Hauses auf den Platz und sie umarmten sich und küßten einander den Bart. Und der Alte ging wieder in das Haus und kehrte mit einer Schale starkduftenden Wassers zurück und sie tauchten ihre Finger hinein und besprengten einander den Bart. Und der Alte trug die Schale wieder zurück und stand nochmals an der Türe und sagte: „Tritt ein!"

Da wandte sich Jakob um und sagte zu den jungen Männern, daß er ihnen für ihre Güte und Gastfreundlichkeit danke, daß er aber in das Haus seines Heimatgenossen eingehen wolle.

Sie nickten seiner Rede weder Antwort noch Gruß. Sie hefteten die gierigen Augen auf sein Weib. Diese aber stieg vorsichtig und müde von dem Esel. Und während der Greis das Tier in den Stall führte, leitete sie Jakob, linde seine Hand in die ihre legend, in das Haus. Und

die Tür schloß sich hinter beiden. Und die Nacht schien finsterer geworden zu sein. Und die Schatten der Häuser schienen dunkler, gespenstiger, langgestreckter zu liegen.

Die jungen Männer von Gibea schauten sich ärgerlich an. Sie fluchten. Sie pfiffen durch die Zähne. Sie stießen einander mit der Faust in den Leib.

„Die ist von Bethlehem," sagte einer.

„Sie zerbricht dir unter den Armen," ein anderer.

„Sie hat blondes Haar . . ."

„Blondes . . . Haar . . . ."

Sie dachten alle an das blonde Haar der Frau des Ephraiten.

„Ich muß sie haben," schrie einer, laut, wild. Einer entgegnete, dies sei die schwerste Versündigung an Jehovah. Ob sie es vergessen, daß auf den Tafeln Mosis geschrieben gestanden, sie dürften nicht begehren des Nächsten Weib? Und sei eine Uebertretung des Gesetzes nicht allerorts und immerdar in ihrem Volke bestraft worden?

Sie lachten über Jehovah. Hätte der ihnen mehr Weiber gegeben! Sie müßten die Blonde haben. Jeder müßte sie haben . . .

Aber: wie?

Sie sprachen lange Zeit hin und her. Sie sprachen viele Listen und Gewalttaten durch. Manche warfen dies wie einen Spaß hin: daß es am besten sei, Jakob zu erschlagen . . . das kam sie aber doch zu schwer an. Uebrigens, sagten sie, dieser ist ja ein Schwächling. Beinahe so zart wie sein Weib selbst. Und so weiche Hände hat er. Und so milde, bittende Augen. Man würde ihm nur drohen brauchen. Man würde nur zu sagen brauchen: wir erschlagen dich, wenn du nicht dein Weib gibst.

Dann aber fiel einer plötzlich auf die beste List und teilte sie den anderen mit und die freuten sich und lachten.

Sie drängten sich nun vor das Haus und schrien wie

Besessene, Jakob möge herauskommen, er sei dem Tode verfallen. Er möge nicht lange zaudern, er möge sich nicht lange verstecken, er möge nicht lange etwas dagegenreden wollen, -- er sei dem Tode verfallen. So schrien sie lange und durcheinander, bis sich die Türe ein wenig aufschob und der Greis seinen bebenden, silberschimmernden Schädel herausstreckte:

„Was wollt Ihr von meinem Gaste? Töten wollt Ihr ihn? Was hat er Euch getan?"

„Er hat unsere Gastfreundschaft verschmäht. Er kam in unsere Stadt und wir sind ihm mit Liebe und Dienstwilligkeit entgegen gegangen. Wir haben gesprochen: „Siehe, unser Haus sei dein Haus. Gesegnet sei dein Eingang! Er aber hat uns von sich geworfen. Er hat unseren Stamm, er hat ganz Benjamin beleidigt. Wir werden ihn steinigen."

Der Greis streckte seine schlotternden Hände hinaus und öffnete seine Lippen. Aber sie überbrüllten ihn wie wütend. Sie streckten die Fäuste gegen ihn. Schnell zog er sich zurück und schloß die Türe.

Da stürmten sie gegen das Haus an. Sie hieben mit Fäusten und Füßen gegen die verschlossene Türe. Sie schrien, sie würden es anzünden, wenn man ihnen nicht Jakob gebe.

Da antwortete Jakob mit heiserer Stimme von innen, sie mögen ihn um Jehovahs Willen schonen. Es sei ihm nicht bewußt gewesen, daß er Gibea beleidige, wenn er in das Haus seines Heimatbruders eingehe. Er wolle noch diese Stunde wieder weiterziehn. Er wolle mit seinem Weibe lieber auf dem Felde schlafen, als daß er ihnen länger noch ein Anstoß des Zornes sei. Nur möchten sie ihm freien Ausgang gewähren.

Sie lachten während seines Sprechens laut und wüst. Dann riefen sie zurück, sein Wille, ihnen nun ganz zu gehorchen, sei noch lange keine Sühne für die größte Be-

leidigung, die jemals dem Stamme Benjamin widerfahren. Die könnte nur mit seiner Steinigung gebüßt werden. Er habe sie wohl als Schurken oder als Diebe angesehen, weil er so ängstlich ihr Haus verschmäht. Dies hafte nun an ihnen, dies sei nur mit seinem Blute von ihnen abzuwaschen.

Seine weinende Stimme rief wieder von innen, sie mögen doch bedenken, daß er ein Weib mit sich führe und daß er ihr einziger Schutz sei. Was würde sie ohne ihn tun? Wer würde sie zu ihrem Vater heimführen? Und wie könnten sie ihr überhaupt dieses große Leid antun?

Sie schrien zurück, es käme sie selbst schwer an, aber sie müßten die Gesetze und Bräuche ihrer Stadt halten. Sie könnten nicht um der Liebe eines Weibes willen diese große Schmach auf Benjamin liegen lassen.

Da kam das Bitten des Jakob wie das Schluchzen eines Kindes. Er sei so ahnungslos gewesen, er hätte ihnen nichts Böses geschehen lassen wollen, als er in das Haus seines Heimatgenossen gegangen. Und er sei noch so jung und liebe sein Weib und liebe die ganze Welt nur in ihr. Ob die jungen Männer von Gibea sie denn nicht angeschaut hätten, daß sie solchen Vorhabens fähig wären. Ob sie nicht ihr goldseidenes Haar gesehen, das so ganz weich sei, o, linder über seine Hand, seine Wangen, seine Augen fließend als die reichste Seide aus Indien. Ob sie nicht ihre Stirne gesehen hätten, weiß wie weißester Alabaster, nicht die kleinen Ohren, so schämig zwischen den Haaren versteckt wie zwei ruhende Tauben in herbstgoldenen Blättern? Ob sie nicht ihre Augen gesehen, ihre Lippen, ihren Hals, ihre Hände? Ob sie all diesem blind gewesen seien, daß sie nun ohne Gnade sein Leben, das nur Dienst ihres Lebens sei, vernichten wollten?

Zuerst war es die Männer wie Mitleid angekommen, als Jakob so zu bitten und weinen begonnen. Einige hatten

sich schon gewandt, um fortzugehen. Als er aber nun sein Weib zu loben begonnen, als er Bild um Bild von ihrer Schönheit vor sie hinwarf, waren sie wieder geblieben, hatten aufgehorcht und seine Rede machte sie wieder heiß. Und als er geendet hatte, war ihre Gier aufs neue erweckt, noch stärker und lebendiger geworden. Und sie brüllten nun wie hungernde Tiere.

Dann schwang sich zuerst eine große, verzweifelte, lauschende Stille durch die Nacht. Und dann sagte eine weiche singende Stimme im Hause: „Laß mich hinausgehn und sie bitten."

Und die Stimme des Greises drang aus dem Hause: „Laß sie hinausgehn, sie will für dich bitten."

Wieder war es still. Und die Männer standen weit vorgebeugt und atemlos um das Tor. Und einer drängte den andern wie ohne Absicht mit seinem Ellbogen hinter sich. Dann schaute ihn dieser böse und von der Seite an oder sie schlugen beide ein leises, durstiges Gelach auf.

Und dann knarrte die Türe und schob sich langsam auf und Dina stand vor den Vielen. Sie hob ihre Hände auf. Ihr Busen hob sich leise mit diesen.

Da sagten ein paar, ganz heiser:

„Bist du wirklich so schön wie Jakob, dein Herr, sagt? Tritt näher in das Licht, daß wir seine Worte prüfen können."

Sie machte einen Schritt vorwärts und schon hatten sie rohe Hände gepackt und hielten ihr den Mund zu und trugen sie schnell fort. Sie wehrte sich. Sie keuchte auf. Aber ehe sie recht wußte, was geschehen war, war sie in eine dunkle Gasse getragen und weiter, durch Gassen und Gassen, immer weiter . . .

Zwei Männer trugen sie. Die andern liefen zur Seite mit, indem sie leise in Gier vor sich hinkicherten und mit unreinen Händen über ihr Gesicht, über ihren Arm schmei-

chelten. Jeder drängte und stieß den andern. Jeder wollte sie ansehen. Jeder sie berühren. Jeder ihren hilflosen Blick auffangen. So ging der schnelle, hastige Zug durch die dunkelsten Schatten der Stadt.

Währenddessen rief Jakob aus dem Hause: „Dina". Dann kam der Greis und sah niemanden mehr und blieb zuerst wie starr. Und schrie plötzlich, die Arme hochauf werfend, wie ein Wahnsinniger auf und fiel zusammen und winselte. Da sprang Jakob aus der Stube und stand schon an seiner Seite, sah blöden Auges auf den leeren Platz hinaus, wankte wie ein Betrunkener, stürzte aus der Türe, fiel auf die Erde, sprang auf und gellte wie wahnsinnig: „Dina! Dina! Dina!"

Und drehte sich im Kreise, ausspähend, ob sie nicht komme und lief dann plötzlich in eine Gasse, aus der es ihm wie ein unterdrücktes Lachen gekommen war. Als die Finsternis dieser Gasse plötzlich, wie ein schweres Tuch, auf ihn fiel und ihn bedeckte, fuhr ihm ein Grausen in das Hirn, er rannte blindlings hinein, stolperte, fiel, sprang auf, fiel wieder, lief weiter, gegen eine Mauer, gegen einen Zaun, einen Baum . . . . .

Er lief wie in eine Ewigkeit. Und oft stand er still und schrie: „Dina, Dina, Dina!" Und schlug mit den Fäusten gegen seine Brust, gegen die Mauern der Hütten, gegen die Erde, auf die er viel. Dann aber rannte er wieder lautlos, duckte sich in den Schatten wie ein Dieb, lauschte alle paar Schritte im Stillstand, sprang dann wieder wie eine Katze weiter.

Und plötzlich lief er gegen eine Mauer, riß sich Hände und Lippen blutig, gluckste wie ein Ertrinkender auf, und fiel der Länge nach hin. So lag er nun, keuchend, während seine Zunge aus dem Munde spielte. So lag er und klagte: „Jehovah". Und immer wieder „Jehovah".

Und die Nacht stand über ihm, weitaufgeschlossen, und er

sah, das Haupt auf die Erde gelegt, in ein Stück seidig schimmernden Himmels hinein. Von irgendwoher wogte der schwere Duft der Alraunen. Eine kalte Feuchtigkeit fiel auf seine geöffneten Lippen und er sog sie durstig in sich hinein. Das Heulen der Schakale kam zu ihm, oft von ganz nah, dann wieder aus der Weite, das langgedehnte, traurige Heulen der hungrigen Schakale.

So lag Jakob und in seinem Hirn sprangen die Gedanken wie Ziegen am Gileadsberge: gegeneinander und wieder voneinander. Er konnte keinen einzigen fassen. Der Kopf schmerzte ihn, als wäre er in Feuer getaucht. Die Füße brannten, die Knie waren wie gebrochen.

Er sagte sich: „Jehovah hat mir Dina genommen." Aber gleich wieder entfiel ihm dieses Wissen. Eine bleierne Müdigkeit floß in seinen Gliedern, es schmerzte ihn, den Arm nur wenig aufzuheben, es schmerzte ihn, den Kopf zu wenden. Aber die Augen standen wach und starr und vor dem Dunkel wie vor einem großen Grausen aufgesperrt.

Eine trostlose Gleichgültigkeit sickerte mählich in sein Gefühl. Langsam verdunkelte sich ihm alles Wissen von dem Geschehenen, er wußte nur, daß dort rückwärts, vor der Nacht, etwas Trauriges über ihn geschlagen worden war, etwas Trauriges, das ihm jetzt wie ein weitausgespannter schwarzer Mantel vorkam, der von irgendwoher niedergefallen war. Aber er begriff diese Traurigkeit nicht mehr. Er lag wie ein Begrabener unter ihr, ganz erfüllt von ihr, ohne sie zu wissen . . . . .

Irgendwo fielen sich zwei Schakale heulend an, ein Knurren und Bellen sauste zu ihm herüber und er spannte alle Sinne in einer von Angst geheizten Neugierde. Dann, als sich das Lärmen verlor, fanden seine Blicke wieder zum hochgespannten Himmel und er starrte in seinen silbernen, matten Glanz, Stunde für Stunde.

Und wie er so da lag, sah er, daß ein lichterer Schein

dort oben aufzublühen begann. Und plötzlich war ihm alles klar, was geschehen war, in einer Grausamkeit und Verzweiflung ohne gleichen klar, und sein Herz wollte still stehen. Er wollte aufspringen; aber sein Körper war schwer und steif. Aechzend fiel er zurück. Und atmete tief. Und begann langsam, sich aufzurichten. Und ging wieder ein paar Schritte. Die Arme wie nach einem stützenden Stock in die Lüfte gestreckt. Die Blicke steif in das Dunkel geheftet. Und fiel gegen einen Baum, um den er sich klammerte. Und stand zitternd.

Lange Zeit. Er horchte. Er ächzte. Und dann weinte er wie ein kleines, verirrtes Kind.

Während er enge den Baum umschlungen hielt, weinte er. Es war ihm Gewißheit, daß er Dina nie mehr sehen werde .... Es schien ihm, dieser Morgen, der jetzt leise, wie zögernd, anbrach, sei kein Morgen, es werde nie mehr ein Licht, einen Tag geben, all dies sei ein Komödienspiel, eine Lüge, ein Lachen Jehovahs. Und es fiel ihn ein Schreien an, tiefinnerlich, gegen Jehovah, gegen dessen ganze Größe, gegen das eitle, prunkende Volk, das diesem gehörte und dessen Sohn und Mitteil er selbst war. Und dann wieder löschte das alles für ihn aus: Jehovah und die Erde und die Völker. Und er wußte nur das eine: daß er Dina nie wieder sehen werde.

Dann ließ er von dem Baume und laut vor sich hinschluchzend, ging er weglos weiter.

Und die Sonne ging auf, wie ein großes, lachendes Kindergesicht, das aus einer Wiese sich aufhebt. Wie eine Flut von Gold wogte es über das Land her und schüttete sich über die Häuser, über die vereinzelten dürftigen Palmen, über die verwitterten Zisternen. Und mit einem Male zuckte Jakob ein wilder, schneller Schmerz durch Herz und Hirn: seine Augen sprangen auf, wie gestochen: der Platz, auf dem er stand, die Palmen, — — — die Zisterne,die

Hütten, — er erkannte diesen Platz, er warf seine Arme wie ein Gehetzter in die Luft, er warf seinen Leib um sich selbst — und sah — und wollte schreien — und konnte nicht — und der Mund blieb ihm wie versteint offen stehen.

Vor der Hütte lag Dina, das blonde Haupt linde auf die Schwelle gelegt. Das Haar war aufgelöst, es fiel über die Stufen wie goldenes Wasser zur Erde, es fiel über Augen und Wangen, es fiel über die entblößten, — wehe — über die entlößten Brüste zu den vom Leibe gestreckten Händen.

Jakob fiel neben sie hin und rief sie: „Dina!" Er rief sie, während ihm die Tränen einen dichten Schleier vor seine Augen legten, daß er sie kaum mehr sah, während ihm die Tränen in das Goldhaar seines Weibes und auf ihre entblößten Brüste fielen. „Dina", rief er sie. „Dina" rief er sie immer wieder.

Sie regte sich nicht. Er legte sein Haupt in ihr Haar, seine Lippen suchten es immer wieder. Er legte seine Arme um ihren gebrochenen Leib, hob sie auf, wiegte sie schmeichelnd auf und nieder, — sie regte sich nicht.

Aber es währte noch lange, noch sehr, sehr lange, bis es ihm endlich klar wurde, daß sie nie mehr erwachen werde. Es kam ihm ganz langsam, wie die Sonne in der finsterſten Regenzeit. Er wehrte sich zuerst dagegen, er verzürnte sich gegen sich selbst, daß er es nur zu denken wage. Aber es kam immer wieder, es kam immer wieder. Es war ihm, ein Schakal schleiche gegen ihn an, ein lauernder, ausgehungerter Schakal, den er wegjage, der wiederkomme, den er abermals und immer abermals wegjage, mit Steinen und Knütteln, und der doch immer wieder komme, jedesmal lauernder und gieriger und jedesmal näher und näher.

Aber endlich ward es ihm doch klar. Und er saß ganz still. Und er faltete die Hände in seinem Schoß. Und er ballte sie. Und er hob sie auf und wühlte in seinem Haar und zerraufte es. Und er zerriß seinen Oberrock.

Und er begann zu beten, leise, murmelnd, mit tiefer Stimme. Und immer beugte er sich vor, bis zur Erde, und richtete sich wieder auf und beugte sich wieder nieder.

Dann sagte er sich wieder: es ist vielleicht nur ein Traum. Alles, seit gestern Abend. Oder nur eine Prüfung Jehovahs. Oder ein Wahnsinn, der nur in meinem Kopf treibt. Sie muß doch aufwachen. Sie sollte nie mehr aufwachen? Dina — — nie mehr aufwachen?

Und mit einem von der Angst verzerrten Gesichte sah er wieder das Weib an. Und nun sah er es erst wirklich. Ihr Haar war aufgelöst, wild zerrauft, wie ein ungebändigtes Morgenwasser überallhin fließend. Ihr Gesicht war zerkratzt, breite, wie von Fingernägeln gezogene Blutfurchen hatten es übersäet; es war zerbissen, wie von gierigen Zähnen, zerbissen wie von tierischen Küssen, mit Blut wildester Lust besprengt. Und ihr Hals. Und ihre Brüste. Und ihre Arme. Ueberall war die Haut zerrissen und aufgekrallt. Und das Kleid war nur mehr Fetzen. Ihr Oberkleid hing nur wie ein Tuch von der einen Schulter, der Rock war aufgerissen wie von schnellen Händen, von fiebernder Ungeduld und zeigte überall das weiße Fleisch ihres Leibes.

Das war Dina.

Jakob fühlte, wie sein Gesicht steif geworden war. Er wollte den Mund öffnen, es geschah mit einem Schmerz, der ihn bis in die Schläfe hinein stach. Er wollte die Augen schließen, aber sie brannten die Lider, als wären sie glühende Kohlen geworden. Und er fühlte, daß sein ganzes Gesicht verzerrt sein müsse, verzerrt wie das eines vom Teufel Besessenen.

Denn dieses, dieses Ungeheuerliche hatte ihm Jehovah angetan: er hatte Dina, sein Weib, von den Küssen tierischer Männer sterben lassen. Dieses hatte ihm Jehovah angetan. Jehovah hatte ja auch Hiob geprüft. Er hatte Hiob sieben Söhne genommen und drei Töchter, alle seine Kinder hatte

er ihm genommen. Aber er hatte sie durch den Wind genommen, der über die Wüste herkommt, und der das Haus zerbrechen machte, in dem sie saßen und tranken. Wind und Steine und Holzklötze hatten die Kinder Hiobs getötet.

Aber Dina hatten die Küsse tierischer Männer getötet.

Dies hatte ihm Jehovah angetan. Er aber war niemals in seinem Leben gegen Jehovah aufgestanden. Er hatte sich immer vor ihm gebeugt. Niemals war er am Sabbath vom Gebete ferngeblieben. Niemals hatte er von dem Fleische unreiner Tiere gegessen. Niemals war er gegen seine Eltern aufgestanden. Und niemals hatte er an der Verheißung des Herrn gezweifelt. Und Jehovah hatte die Faust gegen ihn geschleudert und ihn ärger geschlagen denn Hiob.

Und mit rotdurchlaufenen Augen sah er Dina an. Immer wieder mußte er dies alles ansehen, mußte es sich selbst in das Hirn pressen: das zerraufte Haar, die aufgebissenen Wangen und Lippen, die zerrissenen Brüste und Arme und das zerfetzte Kleid, das hier und dort den nackten Leib zeigte, den schlanken, den zarten, den geschändeten.

Es wollte ihm nicht Erkenntnis werden; es war ihm immer wieder wie eine Mauer, gegen die er rannte und an der er zerschellte: die Lüste tierischer Männer hatten sein Weib getötet. Tiere hatten sein Weib besessen! Tiere hatten sie geschändet!

Und plötzlich sprang er auf und lief in die Scheune und führte den Esel heraus und hob sein Weib auf und band es auf den Rücken des schläfrig gähnenden und sich reckenden Tieres und trieb an und lief daneben einher, schnell, immer schneller, die Straße aus Gibea.

Ein paar Mägde begegneten ihm, die, Krüge unter den Armen tragend, zur Zisterne wandelten. Sie schrien auf. Sie drückten sich zitternd an die Mauern der Hütten. Denn dies war ein Anblick, entsetzlich ohne Maß: das tote, blut-

befleckte, verzerrte Weib auf den Rücken eines laufenden Esels gebunden und der Mann hinterher, mit wilden, keuchenden Flüchen in das Tier schreiend und mit seinen Fäusten im Laufe um sich, gegen sich, gegen sie schlagend.

Ein alter Mann kam ihm auch entgegen und sah und schrie: „Jehovah!“ Und breitete die Arme aus, um Jakob aufzuhalten. Aber der schlug ihn vor die Brust und war vorbei.

Und schon war er aus Gibea und die Weite lag vor ihm, grau, gelb, dunstig. Und er lief die Straße weiter und der Staub wirbelte wie Rauch aus kochender Erde auf und legte sich in seine Augen. Die Zunge hing ihm aus dem Munde und er fühlte seine Füße brennen, als liefe er schon stundenlang. Dann aber blieb der Esel still und regte sich nicht, wie sehr er auch in ihn hineinhieb, mit Fäusten und Knien und Füßen..

Da fielen ihm mit einem Male die Tränen aus den Augen und badeten seine Lippen und sein Kinn. Er wußte nicht, wohin er wolle, warum er so gelaufen war, er wußte nur das eine: daß Jehovah wie ein Schuft an ihm gehandelt hatte. Und daß der Rabbi lüge und daß das Wort Mosis lüge und alle Propheten. Nur dieses wußte er. Und er wankte zum Rand der Straße und fiel nieder in das dürre stinkende Gras und riß sich das Oberkleid weiter auf und riß die Aermel auf und gebärdete sich wie ein toll Gewordener. Er nahm einen Stein vom Boden und wog ihn in seiner Hand und lachte mit schiefem Munde und warf ihn gegen den Himmel empor. Als aber der Stein wieder schwer zu Boden fiel, stampfte er mit den Füßen gegen ihn und bespuckte ihn und schrie ihn an: „Hund, Feigling, Rabbi!“

Dann nahm er ihn nochmals auf und warf ihn wieder hoch empor, mit allen Kräften, indem er selbst ein wenig mit dem Stein in die Höhe sprang. Aber der Stein fiel

wieder, schlug dem Esel, streifend, auf den Rücken, daß dieser wie ein kleines, geschlagenes Kind langgezogen aufheulte. Da sah er hin und sah wieder die Tote.

Mit von Zittern schwachen und plumpen Händen löste er sie von dem Rücken des Tieres ab, setzte sich auf die Erde und hielt sie in seinen Schoß gelegt. Er sah sie an. Er schüttelte das Haupt wie über ein Rätsel. Er murmelte in sich hinein. Und wie er sie so ansah, öffneten sich seine Augen immer weiter und wurden groß und entsetzt und fielen mit einem Male gleichsam wieder in sich selbst zusammen und sahen unter halbgeschlossenen Lidern lauernd und kalt, von irren, bösen Feuern durchzuckt, auf das Weib nieder.

Und dann langsam, als müßte er es nochmals denken: „Wieviel waren es? Vielleicht zwanzig. Zwanzig Männer haben dich heute gehabt. Zwanzig Männer haben diesen Leib an den ihren gedrückt, bis er kalt wie Elfenbein war. Zwanzig Hunde haben diese Lippen geküßt. Zwanzig Kröten haben ihre Wangen auf diese Brust gelegt. Zwanzig Aussätzige sind vor Lust in deinen Schoß getaumelt."

Es grauste ihn. Ein Schauer strich über seinen Rücken, Es nützte nichts, daß er es sich immer wieder erklärte, daß es seinetwillen geschehen. Daß sie ein Opfer für ihn, für sein Leben war. Daß er sie hinausgehen hatte lassen, die Männer zu bitten. Es nützte nichts, daß er es sich sagte, wie sehr sie ihn geliebt, wie still sie immer neben ihm gegangen, ohne die Augen zu anderen zu heben. All dies, so oft er es sich auch vorsagte, so klar er es auch darlegte, floß an ihm vorbei, wie leise, laue Windluft. Denn: es graute ihm vor diesem Weib, das diese Nacht die Lust zwanzig anderer gewesen war. Es graute ihm nun vor dieser dieser Stirn, vor diesen Augen, diesen Lippen, diesen Brüsten, diesen Armen, die die Küsse so vieler empfangen hatten. Und er stieß sie mit der Roheit unbändigen Ekels von sich.

Sie rollte in den Staub der Straße. Der Staub der Straße fiel wie feiner, gelöster Schnee auf sie und löschte das hellgoldene Feuer ihres Haares in Grau.

Wohl ging es in seinem Hirn weiter: Sie ist für dich gestorben, für dich hat sie das leiden müssen. Wie eine Leier ging das in ihm weiter.

Aber das Herz schrie nur das eine: Andere haben sie besessen.

Er schüttelte sich. Der Ekel kroch wie eine kalte, schmale Schlange in seinem Körper aufwärts und setzte sich in seine Kehle. Er mußte ausspucken, immer wieder ausspucken.

Er sah nicht mehr auf die Tote hin, die im Staub der Straße lag. Er legte sich nieder, schüttelte sich noch oft. Dann verzerrte sich sein Gesicht mit einem Male und er begann leise vor sich hin zu lachen. Die Sonne war so sehr glühend, daß der Himmel gleißend weiß war, wie ein unendliches Stück köstlichsten Elfenbeins. Die Hitze stand wie mit schweren, steifen Füßen über dem Land. Der Esel heulte von Zeit zu Zeit auf, langgezogen und hungrig. Jakob hörte es nicht. Sein rotes Gesicht lag ganz in der Mittagssonne. Er lachte und pfiff durch die Lippen und wälzte sich und lachte wieder.

# Die Alternde / von Hugo Neugebauer

Blickt ihr Sonne ins Gesicht,
wird das Ausgelebte hell,
wendet sie das Antlitz schnell
in das Dunkel aus dem Licht.

Wenn sie dann im Schatten geht,
blickt aus ihr die Sonne vor,
all der Glanz, den sie verlor,
von den Toten aufersteht.

Darum ist's, daß ich sie mag
als von Fleisch und Blut den Traum,
denn ihr Wandel webt im Saum,
dämmert zwischen Nacht und Tag.

---

# Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Das Schauen des Künstlers ist in sich hinein gerichtet, auch um Dinge darzutun, die er um sich vorfindet. Denn jedes Ding will von ihm gleichsam wiedergeboren werden. Ja, es sieht aus, als läge alles bereits im Künstler und der bedürfe des Gegenstandes zur Darstellung nur als einer Art Anstoß, um das in ihm Gelegene ans Licht zu schaffen. Es bringt mit sich, daß man nicht Beliebiges gestalten kann, wenn man Künstler ist, daß man vielmehr hingebungsvoll und willenlos werde, um den Schöpferwillen in sich zu erhören und ihm möglichst gefügig zu sein. Die Losung lautet nicht mehr: Ich will! sondern: Es will mit mir! Sie ergibt den Baugrund. Auf ihm erwächst erst das Kunstwerk, das wiedrum abhängig wird von Material und Kräften, über die der Künstler verfügt. Das Gesagte setzt die menschliche Begrenzung des Künstlers auch

als seine künstlerische Begrenzung; es schließt zugleich den Nur-Könner von vornherein von der Kunst aus.

*

Die Enge einer Geschlossenheit am Künstler ist Tiefe. Der Künstler strebt mit dem Wachstum seiner Kunst den Horizont seines Schauens zu verengen, nicht zu erweitern. Er sucht alles Reale immer mehr nur in sich, nicht mehr um sich. So werden die Dinge nicht mehr vom Verstehen gewertet, sondern vom Erfühlen, das immer mehr von einem Sicherschließen abhängig wird.

*

Der Sport als leibliche Lustbetätigung ist völlig am Platze als Hinweis — als notdürftiger Ersatz, wertvolle Eigenschaften am Menschen auszubilden und rege zu halten, wo Zeitengang und Berufsleben die Betätigung solcher Eigenschaften hintanhalten wie unsre Zeit, die trotz ihrer stetigen Kriegsrüstungen, die Ausbildung der menschlichsten Kämpferinstinkte hintanhält: so die Ausbildung der Tapferkeit — der Einfachheit — des Aushaltens; mehr noch die Ausbildung der Lust an Tapferkeit — an Einfachheit — am Aushalten. (Der Sport als Nur-Selbstzweck ist bereits Entartung.)

*

Sport als Vorbereitung für Höchstes: Die Ausbildung der Kämpferinstinkte ins Seelische des Menschen verlegt für die größten und langwierigsten Kämpfe des Menschen, die mitten im Frieden stattfinden: die Kämpfe für sein Selbst — für die Befreiung des Einzelnen zu sich selber von den Machtbeständen der Vielen, die Kämpfe, deren siegreiche Durchführung den Menschen zuletzt einem Ewigen einverleibt.

*

Heute ist bereits alles Sport im übelsten Sinne — auch die Wohltätigkeit. Es besagt: Man will mit Wohltätig-

sein prunken, man will sich damit rühmen und aufputzen, man gibt aus dem Verlangen, sich etwas zu holen. Das Bedürfnis — die Lust, wohltätig zu sein, zu geben um des Glückes des Gebens willen, ist erstorben. Wer gibt heute noch aus Trieb — aus Lust? Wer möchte noch dafür danken, daß er geben kann? Der soziale Unfug hat alles derartige Empfinden aufgefressen und aus allem Wohltun, aus allem Geben ein Geschäft gemacht. Wohl niemals stand eine Zeit so sehr im Zeichen des Feilschens, des Krämertums. Wo eine Hand noch gibt, windet sie sich vielleicht heimlich wie ein getretener Wurm und der ganze Geber schielt gespannt nach dem Ertrag seines Tuns aus: nach Ansehen, Amt, Mehrgeltung. So füllen sich erst dort, wo die Wohltätigkeit ausstirbt, die Wohltätigkeitslisten. Fürwahr ein s o z i a l e r Höhenstand!

*

An Kindern ist der Hang zu geben noch lebendig auch in unsrer sozial verfallenen Zeit. In den Kindern ist eben die Natur noch lebendig, der hohe Egoismus der Natur, der sich des ewigen Gebens erfreut. Das Aufzeigen dieser Gebensfreude an Kindern war wohl das einzig Erfreuliche des journalistischen Weihnachtsscherzes in Wien, der, wahrscheinlich aus Uebersättigung am Vollen, zwei angesehene Kräfte vom Theater, eine Dame und einen Herrn, als Bettler verkleidet herumziehen ließ, das „goldene Wienerherz" zu prüfen. Von den Erwachsenen kam nur schlechtes Kupfer heraus und das noch spärlich. Entnehmen wir dem schlechten Scherz einen bessern Ernst! Machen wir die Kinder, die in unsrer Zeit gewiß Edleres enthalten als ihre Erzeuger, den Vätern abtrünnig — die Jugend den Erwachsenen! Sehen wir zu, daß das bessere Metall für die Zukunft sich nicht wandle in schlechtes Kupfer!

*

Alle Moralgebote entstanden durch ein Aus-der-Sache-Gewinnschlagen-Wollen. Wir, die wir aus keiner Sache Gewinn schlagen wollen, anerkennen auch keine Moralgebote!

*

Die Gesellschaft: Ein Leutebund zum Bündel geschnürt, daran falscher Anstand und Verbildung das Zusammenhaltende ist.

*

Die Anständigkeit der Gesellschaft gleicht einer gleißenden Decke über schmutzigen Dingen. Menschen mit genug scharfen und reinlichen Instinkten entziehen sich solcher Anständigkeit, weil sie den Unrat darunter wittern.

*

O diese Anthologien! Man erfährt aus ihnen immer zuviel über ihren jeweiligen Herausgeber: über seinen Ehrgeiz, seinen Geschmack, seine Verbindungen und seine Abhängigkeit. So auch aus der „Lyrik aus Oesterreich seit Grillparzer". Schon das Michumsehen nach dem Unterbringen der tirolischen Lyrik läßt mich sagen: Vor einem Paul Rossi hätte Hugo Neugebauer Aufnahme finden müssen. Der Hauptverstoß dieser Wiener Anthologie aber trifft Wien selber, indem die Lyriker, die Karl Kraus in der „Fackel" zur Geltung brachte, völlig übergangen wurden. Das kann nur einer tun, dem die Wiener Presse die Hände vor den Geist bindet. Was mich betrifft, so möchte ich lieber den Wenigen der „Fackel", wie Franz Werfel, Berth. Viertel und R. Weiß (ich kenne nur diese) zugezählt werden als den Vielen dieser „Lyrik aus Oesterreich". Denn ich hätte mehr Ehrgeiz einmal in der Fackel zu stehen als mehrmals in solcher Anthologie, und wäre es nur, um zu bewirken, daß ich niemals in Gedichtsammlungen Platz fände, die von der rohen Gewalt einer Presse beeinflußt sind.

*

Entweder ist Kunst als solche von der Presse abhängig oder sie ist es nicht. Im ersteren Falle ist sie wertlos und soll zugrundegehen! Im anderen Falle wäre zu sagen: Was soll dann noch länger von Seite der Künstler und Dichter ein Paktieren mit einer unsauberen Macht wie der Presse, die, weil sie Geld und viele geldgierige Hände hat, der Welt alle Fähigkeiten vortäuscht — auch die Fähigkeit zur Kunst? —

*

Gerade in unsrer Zeit ist Einsamsein vielleicht die nötigste Vorbedingung für besseres Schaffen. Man versperrt sich durch Verbindungen und Verbrüderungen zu leicht die eigenen Wege und verhängt sich zu sehr die Aussicht.

*

Je mehr die Zeitungsmachthaber glauben, die Kunst in der Hand zu haben, umsomehr entschlüpft die Kunst ihren Händen. Schon werden die echten Schaffenden, die Künstler und Dichter, immer mehr von der Zeitung abgestoßen. Zuletzt wird man unterscheiden müssen: zwischen Kunst und Zeitungskunst, zwischen Literatur und Zeitungsliteratur.

*

Die Gewaltherrschaft, die in der Kunst von Zeitungsmachthabern und anderen Unternehmern ausgeübt wird, verhält sich zum Kunstwerk etwa wie die Eintagsfliege zur aufrückenden Jahreszeit. Während jene sich unzähligmal auswechselt, reift das wahre Kunstwerk erst langsam zu immer stärkerer Wirkung.

*

Versteht man, was mir die Gewaltherrschaft der Presse ist, die sich Kunst und Künstler unterjochen will, wenn ich sage: daß mir in ihren Kreisen die Verschollenheit lieber ist als die Berühmtheit?

*

Ich habe diese Tage (Ende Februar 1912) wiederholt in Feuerbach's „Vermächtnis" gelesen. Es ist ein ergrei-

fendes Buch und jeder Kunstjünger kann daraus lernen. Ueberraschend Neues fand ich nichts darin, nur sprechende Belege für die unglaubliche Kunstwirtschaft unter den Kunstvertretern. Man hat in derartigem selber bereits seine Erfahrungen und weiß: es ist nur da, um vom unverwüstlichen Leben der Kunst Zeugnis zu geben. Wahre Kunst ist nicht umzubringen, mögen der Henker noch so viele sein! — Von einer Münchner Ausstellung berichtet Feuerbach: „In der Ausstellung bin ich heute Morgen gewesen. — Meine Bilder hängen haushoch und wirken wie kleine Salonlandschäftchen. — — Auf der Galerie gegenüber steht man in Turmhöhe. Dem Agathon gerät die Spitze einer Pyramide von Wiener Glaswaren zwischen die Beine. Ich bin ich in einer Art von ruhiger Behaglichkeit in dieser mir fremden Welt umhergewandert. Was ich sehe, geht mich nichts an". Und später sagt er: „Illusionen habe ich keine mehr; überzeugen kann ich die Welt nicht in diesem kurzen Leben, noch weniger mich ihr unterordnen. Ueber den Rest wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen". So bescheidete sich ein bedeutender Künstler (als der er sich schon im „Vermächtnis" zeigt) und zog sich vor dem Kunstgelichter der Mitwelt in sich zurück. Seine Bilder leben und wirken weiter und ziehen den Beschauer in die richtige Sehweite und halten ihn in ihrem Bann. Und mancher wird innerlich bereichert und gestärkt von ihnen fortgehen und der Kunst, die solches auslöste, in sich einen Platz einräumen. Die Hängehenker aber werden rasch dem Horizont der Kunst völlig entschwunden sein. Darum nochmals: Der wahre Künstler bedarf nichts als des nötigen Brotes, um seiner Kunst leben zu können.

*

Ein goldwahres Wort Anselm Feuerbachs: „Nicht will ich leugnen, daß es besser sei, sich im kleinen zu vervollkommnen, wenn man im großen nichts zu leisten vermag,

allein dann sollte man bescheiden von Industrie, nicht aber von Kunst sprechen". Ist das nicht den vielen Kunstunternehmern von heute noch wie auf den Leib geschrieben? Man sehe nur nach München! Zuletzt bleibt dieser deutschen Kunststadt der Ruhm: daß ihr Kunstverständnis gewiß niemals so groß war wie ihre Versündigung gegen die Kunst.

*

Ein hochgewölbter blaßblauer wie umflorter Himmel mit stechender Sonne. Eine lange Kette schimmernder Berge und verschneites leichtgewelltes Hügelland. Hinter mir kahle Lärchwaldhänge, darüber blendend weiße Almengrate und Gipfel, die sich wundervoll scharf in der Bläue abzeichnen. Da und dort vereinzelte Lärchen und wieder welche zusammengeschart. Da und dort die Schneegewandung der Weiten zerrissen und das gelbliche Braun der Wiesengründe warm hervorleuchtend. Hier eine Zunge kahler Lärchwaldung vorgestreckt den Hügel hinan, Stamm an Stamm, ein Heer von Stämmen, deren Schatten den schneeigen Grund durchqueren, daß er wie gestreift aussieht. Und Wege und Bachrunsten hineingestreut gleich wunderlichen Schnörkeln. Und ich einsam dasitzend, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt. In der Ferne ein einsames Gehöft, niemand in der Nähe. Das Murmeln der Stille den Raum durchwehend wie Atemzüge von etwas Lebendigem, das noch nicht wach ist. Das aber bald erwachen und aufstehen und viele Rufe und Lieder loslösen wird nach Leben und Liebe: der Frühling. So lehne ich den ganzen Vormittag da und spinne Träume, höre in mir schon lenzliche Stimmen und lausche, wohl noch ein wenig träge — doch glücklich.

# Gedichte / von Otto Pick

Aus dem eben erschienenen Band „Freundliches Erleben". Berlin, Juncker

## Der Städter im Dorfe.

Die Leute sind im Feld; du bist allein
In dieser hohen Stube kühler Haft.
Ein Buckliger stellt träg das Bier herein
Und geht. Du siehst, wie er verwundert gafft.

Die grünen Tische stehen breit und kahl.
Man läßt die blau und roten Tücher schön in Ruhe
Die Woche lang. Sie bleiben in der Truhe
Und zieren Sonntags nur den Wirtshaussaal.

Wie ist es gut, ganz still und sonder Träumen
Des schönen Tages Ende zu erwarten:
Der Abendwind rauscht in den nahen Bäumen,
Der Himmel hißt hellodernde Standarten,
Und aus des Horizontes fahlen Bränden
Treten die Pflüger mit den rauhen Händen.

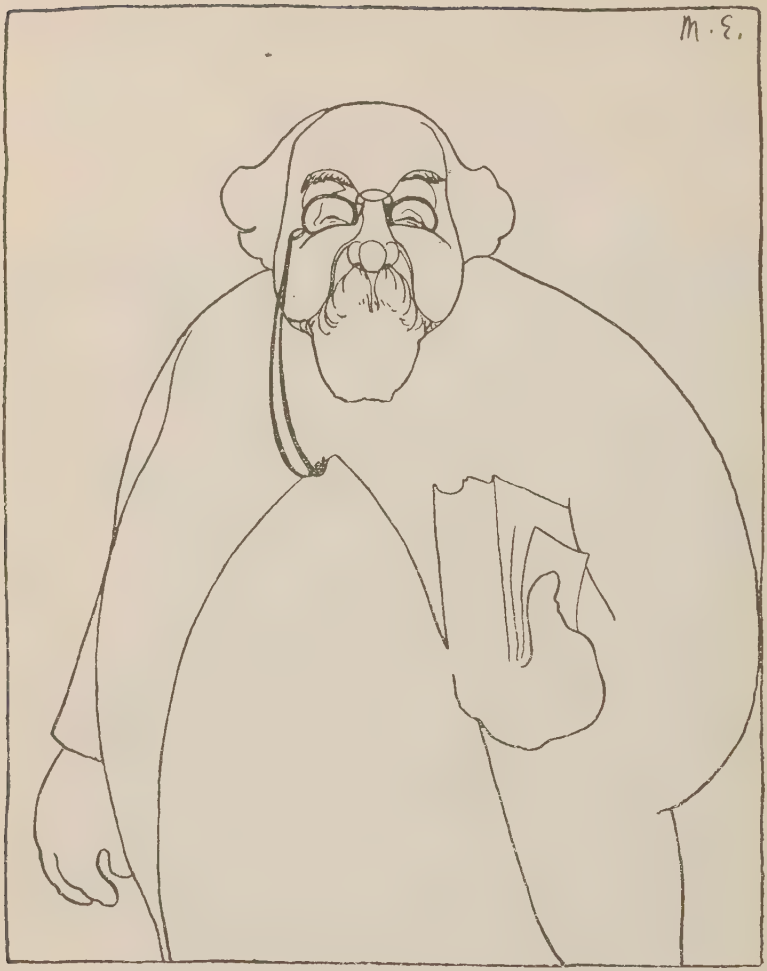
## Der Posten vor dem Gefängnis.

Ein Schatten ist über die Mauer gelaufen,
Ein Vogel schwirrte; der Posten erschrak,
Hob sein Gewehr, dran die Klinge grell stak,
Und tat einen Schritt. — Vor ihm war ein Haufen

Geröll, den die Sträflinge liegen gelassen,
Gestern, im Regen, am Nachmittag.
Er bestieg ihn und sah die Lichter, die vag
Aufzuckten hinter Gittern in Kerkergelassen,

In Fenstern, in kahle Mauern geklemmt.
Er bebte, zog den Gewehrriemen fester,
Und stand wie ein Frierender, wie ein Durchnäßter,
Den Kolben an den Schenkel gestemmt;
Sah die Sterne sich spiegeln in einer Lache
Und stand und hielt Wache.

(gez. von Max v. Esterle)




Landesausschußmitglied Dr. Schorn

Der Untertitel aber heißt „Psychologisches aus dem Insektenleben“ anstatt, wie er sinngemäßer und verführerischer zu lauten hätte, „Der Raupenscharfrichter als Wurmseelenforscher“. Es ist ein Feuilleton von Dr. Robert Stäger (Bern), stammt aus dem „Deutschen Hausschatz“ und findet sich wiederabgedruckt im „Tiroler Anzeiger“.

Der Titel zieht den typischen Feuilletonleser zunächst mächtig an. Aber der ungeschickt gewählte Untertitel schreckt ihn beinahe wieder ab. Um ihn daher neuerdings zu ködern und zu packen, wird nach bewährtem Rezept zuerst eine „ergötzliche Geschichte von Franklin“ vorgetragen, die „der alte Dr. Hufeland erzählt“. Dann wird auf „die Wunder der Insektenwelt“ übergegangen. Und jetzt erst kommt der eigene Fall (außergewöhnlicher Lebenszähigkeit) des Dr. Stäger, durch den alle verhergegangenen „Erscheinungen aus dem Insektenleben noch weit überboten werden.“ Dieser Fall lautet also:

In meinem Garten stehen zwei Pflaumenbäume, die dieses Jahr ordentlichen Ertrag lieferten. Die Früchte waren aber leider so „wurmstichig“, daß man des Genusses kaum froh werden konnte. Eines Abends wollte ich mir gleichwohl einige besser erhaltene Reineclauden zu Gemüte führen. Aber kaum halbiert, lagen auch schon wieder die unappetitlichen, brümelig-braunen Kotmassen mitten in dem duftigen Pflaumenfleisch da und die roten, schwarzköpfigen „Maden“ gebärdeten sich lebhaft auf dem Teller herum.

Diese zirka zwölf Millimeter langen „Würmer“ sind die Raupen eines Schmetterlings, des Pflaumenwicklers (Carpocapsa funebrana), der im Juli fliegt und in der Ruhe seine aschgrauen Flügel derart mit der Farbe der Baumrinde in Einklang zu bringen weiß, daß man ihn nur schwer auffindet. Desto auffälliger ist seine gefräßige Raupe, die nicht wie die Raupe des Apfelwicklers den Kernen nachstellt, sondern es lediglich auf das Fleisch der Pflaumen, Zwetschgen, auch der Schlehen und vereinzelt der Aprikosen abgesehen hat. Sie ist sehr lebhaft, windet und krümmt sich bei Berührung und geht je nach Bedarf vor- und rückwärts. Ueber alles schätzt sie das Fressen hoch; es ist ihre einzige Aufgabe und diese löst sie mit einer

solchen Pflichterfüllung, daß eine schöne, schwere Reineclaude in kurzer Zeit von einem ganzen System kotgefüllter Gänge durchzogen ist. Und hat sie genug gefressen und ist sie fett geworden, so verläßt sie satt die Tafel, um sich zu verspinnen.

Damit mir eines der zappeligen roten Dinger, das schon bis an den Rand des Tellers gewandert war, nicht entwische, schnitt ich es mit dem Dessertmesser entzwei und was ich hierauf sah, wäre schon interessant genug, um erzählt zu werden: beide Teile, der hintere und der vordere, obwohl getrennt, lebten weiter und bewegten sich, jeder für sich. Besonders die Kauwerkzeuge der vorderen Teile bewegten sich lebhaft. Der Forschungstrieb war nun in mir erwacht, über dem mein Dessert in Vergessenheit geriet. Ich fragte mich nun, wie weit kannst du in der Zerstückelung dieses Wesens gehen, bis es seine Lebenserscheinungen einstellt und ich schnitt am Vorderteil noch einige Leibesringe ab und der Vorderteil arbeitete weiter. Wie lange wird das so fortgehen? Ich wurde kühner und mit einem scharfen Schnitt trennte ich den Kopf vom Leibesstumpf, so zwar, daß noch zwei einzige Ringe an ersterem erhalten blieben.

Das ganze restierende Gebilde maß kaum mehr einen Millimeter in die Länge und stellte somit nur noch den zwölften Teil der unversehrten Raupe dar. Was ich aber an diesem Raupenrest, an diesem losgetrennten kleinen Insektenkopf weiter beobachtete, war einfach toll, grausig, wenn man will, und übersteigt alle gewöhnlichen Begriffe: der Kopf eines geköpften Vielfressers fraß weiter. Ich traute meinen Augen kaum und nahm die Lupe zu Hilfe, aber es war so. Die Mundteile bewegten sich und der ganze Kopf verschob sich gegen die noch vorhandenen Halsringe. Ich brachte nun ein Stückchen saftigen Pflaumenfleisches dem Versuchsobjekte auf einen halben Zentimeter in die Nähe. Was geschah?

Der abgeschnittene Raupenkopf, im Drang seiner „Pflicht", suchte die fünf Millimeter betragende Entfernung zwischen ihm und seinem Futter durch kräftig ausgeführte Verschiebungen der noch anhaftenden zwei Leibesringe zu überwinden — und überwand sie auch in wenigen Mi-

nuten: der Kopf des Enthaupteten machte sich buchstäblich auf die Wanderung nach seiner Leibspeise, die er sah oder roch. Bei dem Pflaumenstück angelangt, setzte er seine Freßwerkzeuge erst recht in Bewegung und bohrte sich eigentlich in das saftige Fleisch der Frucht hinein, während der Speisebrei beständig hinten zum Stumpf herausfloß.

Gegen eine halbe Stunde, genau nach der Uhr gemessen, setzte der Kopf seine Tätigkeit fort, bis die Bewegungen der Kiefer langsamer und langsamer wurden und endlich ganz erloschen.

Ich habe den Versuch noch ein paarmal angestellt und immer mit fast dem gleichen Erfolg. Immer der Drang des abgeschnittenen Kopfes: weiterzufressen; gleichwie das Schwungrad einer Dampfmaschine noch eine Weile weitersaust, auch wenn der Kessel geplatzt ist. — Das Schwungrad ist hier der Instinkt.

Eine Beobachtung, die der meinigen an die Seite gesetzt werden mag, machte vor einigen Jahren der Jesuitenpater H. Schmitz an der indischen Gespenstheuschrecke, Dixippus morosus. Um ein etwa sechs Zentimeter langes Exemplar zu töten und mikroskopisch zu untersuchen, hatte er ihm morgens gegen 9 Uhr mit einer anatomischen Schere den Kopf mitsamt der Vorderbrust und dem daransitzenden Beinpaare abgeschnitten. Den Hinterkörper ließ der Forscher unberührt liegen und benutzte nur den abgeschnittenen Vorderteil zur Untersuchung. Als er nachmittags 3 Uhr das leblos daliegende Hinterteil berührte, erhob es sich auf die vier ihm verbliebenen Beine. Ganz überrascht, wollte er den wiederauflebenden Körperstumpf näher ansehen; da zog er die Beine an, legte sie der Länge nach an den Leib, ließ sich fallen und stellte sich von neuem tot. Noch sechsmal wiederholte Pater Schmitz den Versuch mit demselben Erfolg. Zum besseren Verständnis muß man wissen, daß den intakten, normalen Tieren dieser Gattung der Instinkt innewohnt, sich bei Gefahr tot zu stellen. In dem soeben erzählten Fall stellte sich das tote Tier gewissermaßen nochmals tot, als ihm Gefahr durch die berührende Hand zu drohen schien. Uebrigens kann es sich hier bei dem geköpften Dixippus nur um eine Reflexerscheinung handeln. Berührt, steht der

Stumpf auf, und wieder berührt, stellt er sich tot, um bei der folgenden Berührung wieder aufzustehen usw.

Ein normaler, intakter Dixippus stellt sich bei der Betastung tot und steht halbe Tage trotz Berührung, oder gerade deshalb nicht wieder auf, bis die Gefahr wirklich vorüber ist. Hier wird also augenscheinlich mit einem gewissen Grade von Bewußtsein gehandelt, währenddem der kopflose Dixippus einen reinen Automaten vorstellt, der mir auf Einwerfen von 10 Centimes immer eine Schachtel Streichhölzer oder immer eine Zigarre herausgibt.

Das lebende Tier verfügt über ein gewisses Psychisches, und dieses Psychische muß seinen Hauptsitz im Gehirn, respektive um den Hauptganglienknoten des Kopfes haben. Der Versuch Pater Schmitz' zeigt uns das deutlich.

Die Sache ist nämlich bisher nicht so klar gewesen und es hat nicht an Forschern gefehlt, welche annahmen, die psychischen Funktionen hätten im ganzen Nervensystem ihren Sitz.

Mein Versuch ergänzt Pater Schmitz' Beobachtung und Anschauung des Sachverhaltes in schönster Weise. Er operierte nur mit der Reflexmaschine des gehirnlosen Hinterteiles seines Dixippus morosus; ich nur mit dem die Hauptganglien tragenden Kopf meines Pflaumenwicklers. Und in diesem Kopf ist das ganze psychische Leben enthalten, solange die Ganglien durch die Verstümmelung keine Einbuße ihrer Funktionen erleiden, was erst nach zirka einer halben Stunde von der Verwundung an eintrifft.

Der Kopf meiner Pflaumenwicklerraupe sieht und riecht offenbar noch tadellos; er marschiert mit humpelnden Bewegungen direkt aufs Ziel, das saftige, duftende Pflaumenfleisch, los; unbekümmert um die verloren gegangene Reflexmaschine seines ganzen übrigen Körpers, der sich auch noch eine Weile auf Berührung hin krümmt, widmet er sich ganz dem Instinkt des Fressens. Das ist keine reine Reflexauslösung mehr, das sind schon Folgen der sinnlichen Erkenntnis. Hier regt sich die Psyche in der primitiven Weise des Begehrungsvermögens.

Welche näheren Organisationen in dem primitiven Gehirn unserer Pflaumenwicklerraupe getroffen sind, um demselben auch nach Verlust fast des gesamten Körpers noch einige Zeit jene geschilderten instinktiven Seelenregungen zu erhalten, das wäre freilich noch weiter auf Grund anatomisch-mikroskopischer Untersuchungen zu studieren. Die ungewöhnliche Lebenszähigkeit dieses Geschöpfes muß meines Erachtens ihren Ausdruck in der besonderen Beschaffenheit seines Nerven- resp. Gehirnapparates finden. Hier böte sich Gelegenheit zu einer interessanten vergleichenden Studie."

*

Die gesperrt gedruckten Stellen wurden immerhin nur von mir hervorgehoben. Der Dr. Stäger hingegen, in verdienstlicher Buhlerei begriffen mit seinem deutschen Hausschatz, begnügte sich damit, sein experimentalforscherisch wissenschafteindes Gehaben unter die zugkräftige Perspektive einer reisenden Abnormitäten-Schaubude zu rücken.

Ich will nun gewiß gern glauben, daß sowohl der deutsche Hausschatz wie insbesondere der Tiroler Anzeiger keine andere Möglichkeit vor Augen sieht und über kein feineres Mittel verfügt, seine Leser für naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu interessieren, außer einer derartigen Ueberschrift. Ist doch den beiden „Forschern" selber, dem Doktor Stäger und dem Pater Schmitz, jene groß und weit blickende Perspektive, unter der allein Vivisektionen auf eine noch menschenwürdige Weise unternommen werden können, völlig verhängt, ja geradezu verboten: jener oberste Gesichtspunkt aller echten Naturforschung, demzufolge nicht bloß alle Pflanzen und Tiere, sondern auch die Menschen sich ganz und gar als Mechanismen, als Maschinen erklären lassen müssen. Unter diesem notwendig lebensfremden und gleichsam polarländisch menschenfernen, in ewige Eisgebiete der Erkenntnis entrückenden Gesichtspunkt echter Naturforschung (als welche die seelenvollen Leiber, leibhaftigen Seelen der Tier- und Menschenwirklichkeit grundsätzlich in chemisch komplizierte Maschinen, in psychophysische Prozesse umdenken muß) unter solchem Ausblick allein kann Vivisektion im Dienste rein theoretischer Erkenntnis noch eine Menschlichkeit bewahren. Experimente

dieser Art müssen dann aber schlechterdings streng esoterisch bleiben, dürfen also zum mindesten über die Kreise der wahrhaft Gebildeten oder, da dies sich nicht machen läßt, der offiziell Gebildeten niemals hinausdringen; schon darum nicht, weil die Probleme, die Fragen, welche solche Experimente an die Natur stellen mitsamt den erhaltenen Antworten, dem Gros der Leute, dem Volk der Laien nicht nur allezeit gänzlich belanglos, sondern immer auch ebenso unbegreiflich sein und bleiben werden.

Aber da kommt nun einer her, noch dazu ein Doktor, und betreibt rein manuell nachäffend eine „Experimentalforschung", die ihm bei seinen dogmatisch geknebelten Voraussetzungen jeden tieferen Einblick verwehrt (so als untersuchte er mit tief berußter Lupe) und die daher von einer wahrhaft stupiden Ausblickslosigkeit ist; ein solcher also kommt her und entblödet sich nicht, seine „Entdeckungen" (die in ihrem Wesentlichen sicherlich längst keine solchen mehr waren, sondern höchstens Bestätigungen) einem christlichen, nein, nur einem christlichsozialen Pöbel vorzupopularisieren, und noch dazu auf eine solche Manier: seine zwecklosen Grausamkeiten unter die diesen puren Henkerspielen allerdings kongeniale Perspektive eines Gruselund Schauertheaters rückend, in Ermangelung jedes höheren Gesichtspunktes. Ja, wenn es noch beim bloßen Theater bliebe, bleiben müßte! Aber man darf ruhig behaupten, daß seine vorbildlich wissenschaftlerischen Unterhaltungen auf jenen Pöbel geradezu als Anregungen wirken werden, so daß demnächst verschiedene junge und alte, männliche und weibliche Leser nun wiederum ihrerseits dem Doktor Stäger seine Experimente nachmachen werden. Denn wurmstichige Pflaumen und ein Dessertmesser stehen ja jedermann zur Verfügung und, wem ein solches Feuilleton als geistige Nahrung angeboten werden darf, ohne daß er Empörung und Abscheu empfindet und kundgibt, der verfügt zuverlässig auch über jenes gewisse Psychische, das einer nötig hat, um solche Experimente nachzuproben.

Aber natürlich: es gilt, seiner Clientel auch auf diesem Gebiete zu demonstrieren, daß man heute, ob auch katholisch forschend, dennoch ebenso fortschrittlich und im Grunde sogar noch voraussetzungsloser denke als die modernsten der

modernen Biologen, von denen seit etlichen Jahren Einige Tier- und speziell Insekten-Psychophysiologie betreiben. Absolute Voraussetzungslosigkeit ist zwar ein Unsinn und hat sonst nur noch Bedeutung als unfreiwilliges, ob auch prahlerisches Eingeständnis der Geist-, ja Kopflosigkeit so vielen heutigen Forschens. Denn echtes Forschen ist ja immer vor allem ein Fragen, ein Suchen, beruht mithin immer auf heuristischen Voraussetzungen oder Hypothesen, also sozusagen auf Vorannahmen, wenn auch keineswegs auf Vorurteilen: das Urteil, die Bestätigung oder Widerlegung der Vorannahmen erwartet der wahre und begabte Forscher von den Antworten der befragten Natur. Das Wort „voraussetzungslos" in diesem Sinne genommen — und man muß es schlechterdings in diesem Sinne nehmen, will man der Sprache nicht Gewalt antun und diesen Ausdruck auf den Begriff „vorurteilslos" beschränken (für den doch eben diese Vokabel extra da ist) — in diesem Sinne ist dann aber der voraussetzungslose Forscher immer auch der unbegabte. Dieserhalb haben auch die nicht bloß insgeheim, sondern sogar offiziell Vorurteilsvollsten aller Wissenschaftler jenen heute vorwiegenden Sinn des Wortes „voraussetzungslos" ganz schläulich erfaßt und bemühen sich heute mittels möglichster Gedankenlosigkeit und -Faulheit und in erfolgreicher Konkurrenz mit den Voraussetzungslosen der Gegenpartei, mit den gleichfalls gedankenlosen Vorurteilslosen, um den ruhmeinbringenden Anschein voraussetzungsloser Forscherei; sie aber erreichen ihn am leichtesten, denn sie erwecken am überzeugendsten den Eindruck der völligen Ziel-, Zweck- und Ausblicklosigkeit ihres forschelnden Getues; freilich, Doktorate und dergleichen mögen sie auf solche Weisen immerhin erzwecken und erzielen. So mag von mir aus des Doktor Stäger „Würmer"-Vivisezieren ursprünglich einmal der Kern seiner Doktordissertation gewesen sein. Ich weiß es nicht, er sagt's nicht und ich forsche dem nicht nach.

Mich würde vielmehr eine andere Forschung interessieren und möchte mich besser freuen: ein Versuch, der den des Doktor Stäger in genau so schöner Weise ergänzen würde wie der seinige den des Pater Schmitz; und aus dem ich außerdem, weil mein Versuchsobjekt eine Art Mensch wäre

und somit kraft offiziller Konventionen nicht mehr in das tierbiologische Fach „einschlüge", sondern schon in das der „reinen" Philosophie, vielleicht endlich doch eine annehmbare experimental-psychologische Dissertation herausschlagen könnte. Kurz gesagt: Ich möchte den Doktor Stäger selber zu meinem Versuchsobjekt bekommen. Ich hege nämlich bezüglich seiner und seinesgleichen die noch unwiderlegte Annahme so fest wie den stärksten Verdacht, daß nicht bloß der Kopf seiner Maden, sondern auch sein eigener, wenn man ihm denselben von seinem Herzen vollends trennte, also ebenfalls einfach abschnitte, doch noch weiter fressen würde: natürlich vorwiegend geistige Nahrung, wie es seiner würdigen Menschlichkeit, seiner Menschen- und Forscherwürde allein geziemte. Er würde mit einem Worte weiterforschen, würde im Drange seiner „Pflicht" den Versuch mit dem Raupen-Zerschneiden noch ein paarmal erfolgreich anstellen. Vielleicht auch eine halbe Stunde lang, genau nach der Uhr gemessen. Denn über alles schätzt ja so ein Wissenschaftlerkopf das Forschen hoch, es ist *seine* einzige Aufgabe und er löst sie mit einer solchen Pflichterfüllung, daß er den deutschen Hausschatz in kurzer Zeit mit einem ganzen Feuilleton voll tierschinderischer Sensationen versehen kann. Nur müßte man dem Doktorkopfe doch zunächst erst ein paar besser erhaltene, schöne schwere Reineclauden vorlegen, damit er sich diese zu Gemüte führen wollen könnte. Denn dies gehört zum unerläßlichen Vorspiel seiner Forschertätigkeit, ohne das nichts werden würde. Die Exposition hingegen des einfach tollen und, wenn man etwa gern will, auch grausigen Schauerdramas würde sich dann ganz von selber machen: der Kopf des geköpften Vielwissers würde wieder ein paar rote zappelige Dinger aus seinem Teller nicht entwischen lassen wollen (aus Revanche oder zur Strafe dafür, daß sie ihm seine Reineclauden unappetitlich gemacht haben) und zu diesem Endzweck würde er sie wiederum vorläufig nur einmal so mit dem Dessertmesser entzweischneiden. Gleich darauf würde sich sofort wieder das erregende Moment ereignen, welches in ihm endlich seinen bislang schlummernden Forschungstrieb erwecken täte und über dem sein Reineclauden-Dessert in Vergessenheit geriete; es würde der Moment sein, in dem er

es wieder mitansehen müßte, wie der Raupenkopf anstatt seiner die Reineclauden-Leibspeise sich zu Gemüte führen möchte. Von da ab würde sich dann das Drama wieder rasch zur erkenntnisdurstigen Metzgerei steigern, der Forscherkopf würde immer kühner werden, durch seine Feder hinterm Ohre würde ihm der nötige Stumpfsinn zu einem Feuilletonbrei beständig herausfließen und so fort. Zu einem eigentlichen Konflikte aber, seines Kopfes mit seinem Herzen, würde es diesmal ebensowenig kommen wie in seinem normalen, intakten Zustande. Vielmehr würde der Kopf des Geköpften die aufsteigende Handlung des Schauerspiels nur immer noch ein paarmal wiederholen und schließlich das Würmer-Köpfen selber auch noch als tragische Katastrophe uns vorführen, wie dies ja auch sonst Usus, volkstümlich und beliebt ist.

Aber nein, wenn ich mir so vergegenwärtige, wie er sich wieder benehmen würde, auch noch als restierendes Gebilde, graust mir vor solchem Versuche. Und da bringe ich lieber mein Doktorat neuerdings auf lange hinaus nicht mehr zuwege. Soll der Pater Schmitz ihn übernehmen als Versuchsobjekt; allenfalls auf meine Verantwortung. Aber ich fürchte nur, daß sich der Doktor Stäger überhaupt keinem Kollegen wird zur Verfügung stellen wollen, denn nach meinen Erfahrungen geben sich die Leute überhaupt alle ungern zu psychologischen Versuchen her, auch wenn diese vollkommen harmloser Natur sind; auszunehmen ist der Fall, in dem die Versuchsobjekte selbst durch ihre wahrhaft objektive Teilnahme an den Untersuchungen zu Doktoren oder Dozenten der Psychologie werden können, wie dies an einigen Universitäten, aber beileibe nicht an österreichischen, vorkommen soll. Sonst aber lassen sich die Menschen von einem Psychologen nicht einmal in seiner Phantasie vivisezieren, auch nicht wenn es zu ihren Nutzen oder gar zum allgemeinen Besten wäre. Schon darum muß ich mich wie bei jeder andern psychologischen Untersuchung auch hier mit einem Experimentieren in der bloßen Vorstellung begnügen. Und so sehe ich denn auch in meinem Geiste schon Doktor Stägers Forscherkopf bereits so vollständig von der Reflexmaschine seines herzlosen Hinterteiles getrennt, daß ich von der Fortsetzung seiner Forschertätigkeit auch nach

einer tatsächlichen Abtrennung genugsam überzeugt bin. Sollte sich aber unser Doktor dem Pater Schmitz doch noch zur Verfügung stellen mögen, der Pater Schmitz aber um jeden Preis nur mit den Reflexmaschinen hirnloser Hinterteile operieren und als derart differenzierter Spezialist auch im Falle des Doktor Stäger keine Ausnahme machen wollen — dann empfehle ich dem Pater, sich als das geeignetste Untersuchungsinstrument eine Knute aus Rußland zu bestellen und mit dieser dann den lebendigen Hinterteil des Kollegen so vielmal weidlich zu berühren, bis er sich gewissermaßen nochmals lebendig stellt. Hier böte sich also meines Erachtens Gelegenheit zu einer interessanten vergleichenden Studie — für den deutschen Hausschatz.

Guido Höld.

# DER RUF

**Ein Flugblatt an junge Menschen**

herausgegeben vom AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

**Frühlings-Nummer**

Soeben erschienen — Preis 90 Heller

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM WIEN

# HERDERBLÄTTER

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von **Willy Haas, Norbert Eisler** und **Otto Pick.**

Die **Herderblätter** erscheinen in zwangloser Folge.

Jahresbeitrag für Subskribenten 6 Hefte Mk. 5.—.

Probenummern werden **nicht** abgegeben.

**Verlag der Herderblätter, Prag,** Hybernergasse 7.

# DIE FACKEL

## HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 245/246:

Glossen / Leseabende / Bitte um Totschweigen / Razzia auf Literarhistoriker / Glossen

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

*Neuerscheinungen:*

**Otto Alscher, GOGAN UND DAS TIER.** Roman. Berlin, S. Fischer Verlag. — Mk. 3.—.

**Richard Huldschiner, NARREN DER LIEBE.** Novellen. Verlag Albert Langen, München. — Mk. 3.—.

**Otto Pick, FREUNDLICHES ERLEBEN.** Gedichte. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Mk. 2.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

**Rudolf Baur**

**Innsbruck, Rudolfstr. 4**

**Telephon Nr. 34**

**Franz Urban**

**Photogr. Artikel**

**Innsbruck**

Innstraße Nr 27

**O. Wilfling**

**Juwelier und Goldschmied**

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

**Innsbruck**

**Landhausstraße Nr. 1**

**„Observer"**

**Unternehmen für Zeitungsausschnitte**

**Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4**

**Telephon Nr. 1801**

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**